

Politische Ansichten (T. Tumlner)

Hier möchte ich zunächst beschreiben, wie sich (m)eine politische Weltansicht entwickelt(e). Sie wurde bei mir weitgehend religiös bestimmt. Von meiner Geburt 1939 bis zum Kriegsende 1945 genoss ich keine religiöse Erziehung. Nach der Niederlage der NS-Ideologie wurde ich zusammen mit meinem 1944 geborenen (Halb)Bruder Ernst („Michi“) vom Pfarrer in Hagenberg im Mühlviertel/Oberösterreich getauft. Als mir das Wasser durch das Haar rann (ich erinnere mich noch), war mir die Bedeutung des Vorgangs unklar, was aber bei vielem der Fall war, was die Erwachsenen taten oder veranlassten. Zwei Jahre später jedoch war ich eng mit den Kindern der Bauern befreundet, bei denen wir wohnten (seitdem uns die Russen, zu meinem Glück, aus dem Schloss Hagenberg ausgesiedelt und damit meine Einsamkeit beendet hatten), und feierte mit ihnen andächtig und fröhlich die Erstkommunion. Mit meinen Freunden von damals bin ich heute noch in herzlichem Kontakt. Aus armen Pächterkindern sind gutverdienende Facharbeiter geworden, jetzt Pensionisten wie ich, in unseren Gesprächen ist keine Bildungskluft zu spüren. Das gilt auch für meine bäuerlichen Verwandten in Südtirol, allerdings eher erst für die folgende Generation. (Die noch in den fünfziger Jahren herrschende Unterdrückung der Südtiroler durch Italien habe ich mitempfundener; aber sie hat mich nicht daran gehindert, Italien zu lieben.)

In Berlin, wohin wir 1949 zogen, um von der Unterstützung durch unsere Großeltern mütterlicherseits leben zu können, beschloss meine evangelische bzw. konfessionslose Mutter, mich auf das Canisius-Kolleg der Jesuiten zu schicken, wohl, um für mich ein Gegengewicht zu dem familiären Chaos zu gewinnen. Ihre Absicht erfüllte sich, denn ich wurde ein frommer Katholik (und guter Schüler).

Entsprechend der katholischen Ablehnung des Nationalsozialismus, besonders bei den Jesuiten, wurden wir gegen diese Ideologie immunisiert; aber auch die Verehrung der Antike im Sinne der deutschen Klassik, wie sie beim norddeutschen liberalen Bildungsbürgertrum verbreitet war, wurde nicht geteilt, obwohl wir den in Westberlin intensivsten Unterricht in Latein und Griechisch hatten.

Die Jesuiten waren, trotz späterer Glaubenszweifel, dadurch überzeugend für mich, dass sie Diskussionen förderten (ich erhielt einmal einen Gutpunkt, weil ich die Pharisäer verteidigte), sowie die Meinung vertraten, man dürfe niemanden in der „Hölle“ vermuten (das widerspräche der göttlichen Allmacht und Barmherzigkeit) und – trotz höchster schulischer Ansprüche – keinen Schüler geringschätzen (damit versündige man sich gegen die göttliche Talenteverteilung oder spottete über die leidvollen Folgen der „Erbsünde“); die Nächstenliebe sei auch insofern das Wichtigste, als nicht nur dem, der „Abba, Vater“ sage, das Himmelreich offenstehe, sondern (auch) dem, der („bloß“) „den Willen des Vaters tue“ – also den Atheisten. – Diese wohl „fortschrittlichste“ Art katholischer Erziehung, überdies in einer Region, wo das Katholische das Gegenteil von etabliert war, hat sicher die Ausbildung bürgerlicher Vorurteile gebremst.

Wir lasen u.a. Heinrich Böll; die meisten anderen literarischen Autoren aber beeindruckten mich wenig, da sie mir moralisch belanglos erschienen. Dabei war ich eine Leseratte, aber mich faszinierten historische Abhandlungen und exotische Reiseberichte; erst später lernte ich

die literarische Prosa Frankreichs und der englischsprachigen Länder wegen ihrer realistischen Darstellung der Gesellschaft schätzen.

Meine Familie förderte mein Lesen, und nachdem meine Großmutter ihre ästhetischen Neigungen als Innenarchitektin und Antiquitätenhändlerin finanziell ertragreich verwirklicht und für unser fast schon luxuriöses Auskommen gesorgt hatte, wurde – bei einem philosophischen Großvater, einem dichtenden Vater und einem empfindsamen „Blaustrumpf“ als Mutter – (für mich) auf gesellschaftlichen Erfolg kein besonderer Wert gelegt. Meine Vorliebe für das Ausland veranlasste meine Mutter allerdings einmal zu der Warnung vor Beschränktheit, als sie sah, wie ich als etwa Sechzehnjähriger den innenpolitischen Teil der „Frankfurter Allgemeinen“ überblätterte.

Die westliche Demokratie war in der Schule das politische Vorzugsmodell, aber ich neigte offenbar zu theoretischer Radikalität, denn auf meiner Spanienreise 1964 (nach dem Abitur 1959) war ich enttäuscht über die erbärmlichen Zustände in einer für mich etwas unheimlichen, aber doch prinzipiell akzeptablen katholischen Diktatur. Nach Österreich sollte Spanien meinen Idealen entsprechen. Dabei hatte mich doch schon die Wehrdienstzeit im österreichischen Bundesheer (1961) von meinem Auslandsösterreicher-Patriotismus geheilt und zum Möchtegern-Pazifisten werden lassen.

(Mein österreichischer Vater war als ehemaliger Anschluss-Nazi übrigens nicht vom österreichischen Staat angetan, begleitete mich jedoch bei meiner Musterung zum Bundesheer. Ansonsten habe ich mich mit seiner politischen Vergangenheit erst Jahre nach seinem Tod auseinandergesetzt. – Meine Mutter, norddeutscher Herkunft, war gegen die Nazis und seit ihrer Studentenzeit in Wien von der Liebenswürdigkeit der Ostösterreicher und nun von der politischen Weisheit Nachkriegsösterreichs und der Friedfertigkeit eines kleinen Landes angetan.)

Meine Dienstzeit im Bundesheer (am Beginn meiner Rücksiedlung nach Österreich) stellte natürlich einen Einschnitt in meinem Leben dar. Dort lernte ich „Proleten“ kennen, und sie waren vergleichsweise hochanständig; auch bei der Belastung durch Alarmübungen während des Mauerbaus in Berlin ließ mich keiner meine halbdeutsche Abstammung spüren, wie es später viele Wiener taten. Als ich während der Innenwache die Bibel las (sie war neben der Allgemeinen Dienstvorschrift die einzige erlaubte Lektüre während dieser Wachbereitschaft in den Gängen der Kaserne) fragte mich ein Kamerad, ob ich evangelisch sei. Er war es auch nicht, aber Kommunist – und obwohl ich ihn wegen des DDR-Schießbefehls tadelte, erfüllte mich diese Begegnung mit Genugtuung und Respekt für ihn. Ähnliches empfand ich, als die Belegschaft meines Zimmers das Aufhängen von Fenstergardinen als Verniedlichung ablehnten, und als sie im Gespräch über eine drohende KP-Demonstration gegen Panzersperren an der Ostgrenze sagten, sie würden bei einem Einsatz des Bundesheeres gegen die Demonstranten kein Gewehr erheben, „nicht gegen Leute, bei denen mein Vater mitgegangen ist“, erklärte einer.

Während des Schuljahres 1967/68 als „Assistant for German“ an einer „Grammar School“, also einem (Elite-)Gymnasium, in Manchester brachten mich die Klassengegensätze in England zu der Meinung, ich würde, wäre ich Engländer, die Labour Partei wählen.

Die Schriften der „68er“ – deren junge Aktivisten mich für zu alt hielten, um an den handgreiflicheren Manifestationen ihrer Ansichten teilzunehmen – überzeugten mich dann vom allgemeinen Bedarf an mehr Sozialismus. Obwohl – oder: weil – meine Eltern sich zu mir tolerant und distanziert verhalten hatten, und aufgrund meiner Gewöhnung an angepasstes Verhalten durch die Patres verspürte ich keine Lust zum individuell antiautoritären Verhalten der linken Studenten, das ich als bloße Frechheit und egozentrische Ablenkung von ihrer sozialistischen Aufgabe empfand.

In meinem Probejahrs als Gymnasiallehrer in Wien 1969/70 lernte ich allerdings den politischen Katholizismus österreichischer Bürgerlicher von einer Seite kennen, die schon meinen Vater abgestoßen haben muss: so kontrollierte etwa der Direktor beim Schulgottesdienst zwischen Wandlung und Kommunion, also während des heiligsten Teiles der Messe, die Anwesenheit der Lehrer, indem er im Mittelgang auf- und abging: die halbe Zeit also mit dem Rücken zum Altar! Solche Erlebnisse brachten mich offenbar dazu, während einer Konferenz, in der wieder nur konservativ schwadroniert wurde, der einzigen etwas unkonventionellen älteren Kollegin einen Zettel hinzuschleichen, auf dem ich sie spontan zum Mitglied einer (nicht existierenden) Arbeitsgemeinschaft „Rote Fahne“ ernannte, was sie mit einem Lächeln quittierte. Und nach Schüleraussagen wurde ich schon in meinem ersten regulären Dienstjahr in zwei ersten Klassen am Schottengymnasium der Benediktiner in Wien (wo ich landete, da im Stadtschulrat angeblich für keinen der Probelehrer, die wir alle von jener Schule weg wollten, ein Platz an einer öffentlichen Schule frei war) wohlwollend als das angesehen, was später einmal ein Schüler „Tschuschennigger“ nannte. („Tschusch“ war ein österreichisches Schimpfwort für Jugoslawen.)

Sozialismus war für mich die politische Umsetzung des Gebotes der Nächstenliebe; sich auf gelegentliche Mildtätigkeit zu beschränken, zeige einen Mangel an Klugheit bei Frommen, vor dem die Bibel warnt (etwa im Gleichnis von den törichten Jungfrauen und der ansonsten unsympathischen Erzählung vom ängstlichen Knecht). Die dringlichste Aufgabe ist auch heute nach meiner Meinung, den Armen der Welt zu helfen, vor allem den Ärmsten, also die Armut der „Dritten Welt“ zu bekämpfen, und damit die Ausbeutung durch den (privaten) Kapitalismus.

Daher gefiel mir das Angebot des neuen Romanistikprofessors an der Uni Wien, dem ich meinen Dissertationsplan (über italienische Grammatik) präsentiert hatte, sein Assistent zu werden: er wolle den Uni-Betrieb im Sinne der „68er“ verändern. Leider kamen wir damit nicht weit; der allgemein an kontinentaleuropäischen Hochschulen schlechte Kontakt von Professoren und Studenten und die Vereinnahmung durch die üblichen Intrigen, in unserem Falle gegen eine ganz überwiegend konservative, ja teilweise noch nationalsozialistisch geprägte „Kollegenschaft“ behinderten uns. Auch „seiner“ SPÖ war mein Chef zu radikal; dabei schickte er mich – „du bist ja katholisch“ – sogar zur CV-Zeitschrift „Akademia“, wo ein Redakteur einen Text über die Zustände in Paraguay annahm, wofür er später von einem „alten Herrn“ eine Ohrfeige bekam.

Eine Reise, zunächst mit meiner Frau, in die lateinamerikanischen Andenländer, wo ich in Bolivien Material für eine Habilitation über das Spanische der Indios sammelte, brachte mich mit der dortigen Armut so direkt in Berührung, dass ich mich verpflichtet fühlte, von diesem Problem, abgesehen von Spenden, wenigstens in Europa zu sprechen, wenn ich schon, wie ich

dort feststellte, nicht die Nerven hatte, am Ort selbst zu helfen; und davon zu sprechen gedachte ich, an der Schule zu tun, da mir die Uni zu beschränkt vorkam (und ich mir für Journalismus zu langsam).

Die Jesuiten-Novizen, die mir in La Paz Zutritt zu ihrem abendlichen Unterricht in den Elendsvierteln gewährt hatten, waren Kommunisten und gestanden mir später, meine Forschungsarbeit für ziemlich nutzlos gehalten zu haben. (An sie hatte ich mich gewendet, als die Uni im peruanischen Lima die vorher geknüpften Kontakte vor Ort leugnete; die Professorin, die mir geschrieben hatte, „gebe es nicht“.)

An der Schule (wieder bei den Schotten) konnte ich tatsächlich ganz gut meinem „Hobby“ frönen: die Patres waren nicht so kapitalismushörig wie „christliche“ Laien, die weltlichen Kollegen nicht so kommunistenfeindlich wie viele Sozialdemokraten, die (österreichischen!) Oberschicht-Eltern zu vornehm, um Anstoß zu nehmen, und die Schüler wurden (nach ihren eigenen Worten) durch die Kuriosität der Sache wachgehalten. (Von den Reisen in ferne Länder, auf die ich dann auch unsere Kinder mitnahm, damit sie deren Wirklichkeit kennenlernten, konnte ich auch an der Schule Filme zeigen.)

Aber der Ostblock „ließ mich im Stich“.

Obwohl wir auf Reisen nach „Übersee“ (Westafrika) feststellen konnten, wie wichtig die weltpolitische Rolle und wie basisorientiert die Entwicklungshilfe (ohne Verschuldung) des Ostblocks für die „Dritte Welt“ war, hatte doch der Verzicht auf Ausbeutung ehemaliger Kolonien die schon anfänglich schwächere wirtschaftliche Lage und die schwerfällige Planwirtschaft den Ostblock in seiner Rivalität mit den reichen westlichen Ländern benachteiligt; die Arroganz der Apparatschiks, deren Qualität ja in ihrer großen, zur Handhabung der gesamten Macht benötigten Zahl dem Bevölkerungsdurchschnitt entsprach, bewirkte die Ablehnung idealistischer Ansprüche und Anstrengungen in der Bevölkerung. Immerhin waren die (russischen) Kommunisten politisch genug, um ihre Niederlage nicht durch ein Blutbad zu verzögern (wie die deutschen Nazis); außerdem haben die „Ossis“ das objektiv gewaltige Plus, die „Dritte Welt“ fünfzig Jahre lang nicht ausgebeutet zu haben. Aber mit ihrem Fall war die Aussicht der Armen auf eine systematische Verbesserung ihrer Lage zunächst erloschen. Es bleibt die stellenweise Hilfe, in der die (katholische) Kirche die größte Hingabe zeigt, wie jeder Reisende in jenen Ländern feststellen kann.

Dieser wandte ich mich wieder mehr zu, für meine Kinder allerdings zu spät. Sie sind allerdings durchaus sozial gesinnt und tätig.

Bis zur „Abstimmung mit den Füßen“ der flüchtenden DDRler 1989 hatte ich das Ausmaß der Unterdrückung und Desillusion in der DDR verkannt, obwohl ich das Land (als Österreicher) öfters besuchen konnte, auch nach dem Mauerbau Eltern geflohener Mitschüler. Es gab ja Positives in der DDR und die Leute schienen im allgemeinen zufrieden. Womöglich wäre (nicht nur) ich seinerzeit auch auf das NS-Regime hereingefallen!

Bezeichnet man aber die DDR nachmalig als „Unrechtstaat“ wegen ihrer Nichtachtung von Menschenrechten und ihrer Unterdrückung Oppositioneller, ja wegen ihrer undemokratischen Konstituierung, so muss man auch das bei unseren Staaten tun, die ihren (reichsten) Bürgern schon seit Jahrzehnten und auch jetzt und weiterhin erlauben, in anderen Ländern Millionen Unschuldiger in den Hungertod zu stürzen (und zunehmend Bewohner des eigenen Landes in

die Verelendung). Indem wir daran teilnehmen, machen wir uns zu Mitschuldigen an diesen Verbrechen. Bei unserer Reaktion auf die Flüchtlinge aus Afrika seit ca. 2012 wird unsere Grausamkeit (Ausnahme: Italien) deutlich, und in den Attentaten der moslemischen Extremisten, die wir anfangs gegen die unbotmäßig gewordenen modernisierenden Diktatoren des Nahen Ostens unterstützten, ereilt uns die Rache der von uns seit 150 Jahren Gedemütigten.

Nach der Wende“ trösteten mich Trübseligen meine Schüler noch mit rosa-grünen Ansichten. Ehemalige wollten meine ergänzenden Unterrichtsmaterialien im Internet haben und bekamen sie auch mit ihrer eigenen technischen Hilfe und der von Kollegen und meinem Sohn.

Inzwischen bestürzt uns die Gewaltbereitschaft vieler Jungen angesichts der Viruskrise. Wir sollten dabei aber nicht übersehen, dass meine eigene Generation nur nach der totalen Niederlage des Deutschen Reiches (inklusive Österreichs) unter alliierter Vorherrschaft „friedliebend“ wurden; die heutige Jungen, obwohl sie das sicher nicht gerne hören würden, ähneln unseren Vorfahren.

Vor allem aber haben wir in unserer materialistischen Gier alles der öffentlichen Geringschätzung ausgesetzt, was das Profitstreben (unserer Reichsten – der Rest kann sich den dafür wirksamsten Betrug nicht leisten) stören könnte (sogar Literatur im schulischen Fremdsprachenunterricht wurde unterbunden!). Die Jugend, die wir „wertfrei“ erzogen, weil wir sie ja „selbstbestimmt“ machen wollten, haben wir damit zu unfreien Objekten der privatkapitalistischen Reklame gemacht. Um sie (und uns?) darüber hinwegzutäuschen, benutzen wir die großen liberale Ideale der Vergangenheit als modische Attitüden; wir bürgerliche Intellektuelle unterschätzen in unserem Akademikerhochmut dabei den „Pöbel“ (wie ihn kürzlich ein "christlicher" Politiker nannte) und haben nicht damit gerechnet, dass dieser unsere Heuchelei immer schon bemerkt hat, mit der wir aus Prekariat Gewinn ziehen, während wir Menschenwürde predigen. In Unkenntnis darüber, wer die Politik bestimmt, verachtet das „Volk“ den Staat. Unsere unehrlich-inflationäre Verwendung menschenfreundlicher Slogans ermöglicht es den Gegnern des „Systems“, diese für sich zu verwenden. Und jetzt fordern unsere wohlmeinenden Medien plötzlich die Einhaltung alter Tugenden ein!